

# «Heut ist mein Binglertag, morgen mein Ziel» – Mägde und Knechte in Oberschwaben–Allgäu

Julian Aicher

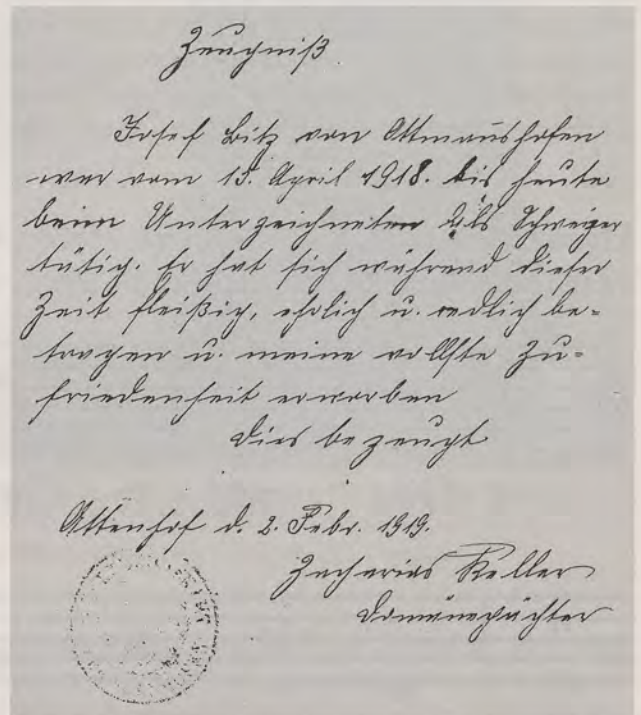
Vom Spätherbst 1917 hat der Allgäuer Josef Bitz (1898-1982) auffällig oft erzählt. Damals sei er «Oberschweizer», also Obermelker und erster Rinderpfleger am Attenhof gewesen, einem verhältnismäßig großen landwirtschaftlichen Betrieb bei Leutkirch. In jenen Tagen 1917 wollte es sein Vorgesetzter Zacharias Keller wohl genau wissen. Als Pächter und damit als höchster Kopf der Domäne verlangte er von den Beschäftigten im Stall Klarheit darüber, wie sie es *auf Lichtmeß halten* würden. Maria Lichtmeß, der 2. Februar und zugleich einer der festgelegten Termine im Gesinde-Jahreslauf, an denen Knechte und Mägde ihre Dienststellen wechseln durften, wenn sie mochten.

Bitz suchte Herrn Keller nur ungern auf. *Jedsmol an schwerer Gang, abr wenn mr sei Gosch ghalda hot, gingscho*. So war der Obermelker froh, daß zuerst der «Unterschweizer» beim Domänenchef erscheinen mußte. Der bekam auf seine Frage, ob der Knecht denn auch nach Lichtmeß noch dem Attenhof erhalten bliebe, die Antwort *Nein*. Und als Keller wissen wollte, warum der Untermelker kündigen wollte, erfuhr der Domänenherr, das Essen sei hier zu schlecht. Jetzt setzte Keller zu einer Schimpfkannade an: Dem Gesinde gehe es hier doch gut; wirklich zu leiden hätten nur die Soldaten an der Front, zu denen er selbst noch vor kurzem gehört habe. Der so Gescholtene wich nicht vom Fleck, bis er von Zacharias Keller ein paar Schläge versetzt bekam.

*Peitsche ohne Zuckerbrot –  
Spannungsverhältnisse Bauer – Knecht*

Jetzt war der «Oberschweizer» dran. *Der hot soweit nom wie i rom*, ließ Josef Bitz den Buben wissen, von dem er aufgefordert wurde, vom Stall zum Verwaltungsgebäude zu kommen. Es half nichts. Kurz danach stand der Gerufene im Büro des Domänenpächters. Dieser saß auf einem etwas erhöhten Platz, ähnlich früheren Lehrerpulten. An seiner Seite hing der «Hagelschwanz», jene Peitsche, die als sehr hart und schmerzhaft galt. Neben ihr thronte eine «blaue» Dogge. Auch den Obermelker fragte Keller nun, ob er nach dem 2. Februar noch auf dem Attenhof diene. Und wieder *Nein*. Als Grund gab Bitz *dr gleiche wie dr Ondrschweizr* an. Kaum hatte sein Domänenoberhaupt nach der gefürchteten Knute gegriffen, da rannte der Knecht zur Türe hinaus, die seit seinem Eintreten unverschlossen geblieben war. *Was wird jetzt no komma?*,

sorgte sich der Obermelker. Zurück in seinem Arbeitsbereich bei den Rindern sah er Keller auf die Stallungen zumarschieren. Der Aufforderung *Komm her, mein Herr* folgte Bitz aber nicht, sondern eilte in die Schlafkammer, um seinen Stiftwalzenrevolver aus dem «Kasten» zu holen. Schon folgte ihm der Verwalter Keller. Der Knecht drehte sich um und feuerte einige Schüsse auf seinen Vorgesetzten ab. Umso erstaunter zeigte sich der Diensthote dann allerdings, als der Beschossene, den kein Schuß getroffen hatte, schlicht kehrt machte und ging. Dem rasch bestellten Dorfpolizisten schien der Fall klar zu sein: Notwehr. Schließlich wisse die Wache von Gewalttätigkeiten des Domänenpächters, er-



Zeugniß

Josef Bitz von Attmannshofen  
war vom 15. April 1918 bis heute  
beim Unterzeichneten als Schweizer  
tätig. Er hat sich während dieser  
Zeit fleißig, ehrlich und redlich be-  
tragen und meine vollste Zu-  
friedenheit erworben.

Dies bezeugt  
Attenhof, den 2. Febr. 1919  
Zacharias Keller  
Domänenpächter

Stempel: Schultheissenamt Wuchzenhofen

fuhr Josef Bitz von dem Schutzmann. Den Attenhof verließ der «Oberschweizer» dann am 2. Februar 1917.

Dieser Bericht eines ehemaligen Dienstboten von einem Allgäuer Hof klingt vielleicht außergewöhnlich. Andererseits weist er aber anschaulich auf die Bedeutung von Lichtmeß für das landwirtschaftliche Gesinde vieler Regionen hin. Hier in Oberschwaben eine katholisch geprägte Landschaft mit Anerbenrecht und vorherrschendem Grünlandbau. Auf Lichtmeß zeigten sich Spannungen zwischen Bauer und Knecht, zwischen Bäuerin und Magd, besonders stark. Der 2. Februar galt an vielen Höfen als Zeitpunkt der Abrechnung, als Datum, das weggehen oder neu anfangen hieß. Ausfahrten, Feste und Tänze drückten die Freude mancher Dienstbotinnen und Dienstboten darüber aus, ungeliebte Stellen endlich verlassen zu dürfen: *Terminierte Anarchie* bis zum erneuten «Eindringen» bei anderen Herrschaften<sup>1</sup>. Nach Lichtmeß boten sich unzufriedenem landwirtschaftlichen Gesinde wenige Tage für eine *Illusion der Freiheit*. Freilich nur einer «Narrenfreiheit» für alle, denen noch kein Platz an einem weiteren Hof oder anderen Betrieb sicher war<sup>2</sup>. Was der «Oberschweizer» 1917 mit seinem Revolver anstellte, entsprach der Stimmung nicht weniger Knechte und Mägde. Etliche Verse verraten es unverblümt; hier einer aus Oberschwaben.

*Heut ist der schöne Lichtmeßtag,  
da bin ich munter und frisch,  
da pack ich all mein Kleider z'samm'n  
und setz mich hintern Tisch.  
Ei Bäuerin, hol' den Beutel rein,  
ei Bauer, zahl mich aus!  
Ich bin dir schon lang z'wider gwest,  
jetzt komm-dr-ich ausm Haus!*

Oder etwas schlichter aus dem Allgäu:  
*Heut ist mein Bingletag, morgen mein Ziel.  
Wenn der Bauer's Geld nicht gibt,  
dann schieß' ich'm vor d' Tür.*

Und doch wieder handgreiflicher:  
*Heut ist mein Wandertag, morgen mein Ziel.  
Jagt mich mein Bauer naus, gibt mir nicht viel.  
Gibt er mir en Groschen, dann schlag'n in d' Goschen,  
Gibt er mir ein Stück Brot, dann schlag ich ihn tot!*<sup>3</sup>

In einer Zeit, die landwirtschaftliches Gesinde für Südwestdeutschland allenfalls noch als aussterbenden Berufszweig kennt, fällt es schwer zu bewerten, welche eindringliche Rolle Lichtmeß im agrarischen Arbeitsjahr tatsächlich gespielt hat.

*1895 in Württemberg  
rund 60000 Knechte und Mägde*

Zahlen belegen manches. Sie machen deutlich, daß die Dienstbotenschaft keineswegs immer zu einer Randgruppe gehörte. Für die Jahrhundertwende errechnete der Tübinger Volkskundler Martin Scharfe mit Statistiken aus der Volkszählung im Königreich Württemberg von 1895 eine beachtliche Größe: 60000 Personen. Davon etwa doppelt so viele Knechte wie Mägde. Als Beispiel greift Scharfe das Oberamt Leutkirch heraus, auf dessen Gebiet sich auch der anfangs erwähnte Attenhof befindet. Von den rund 25000 Einwohnerinnen und Einwohnern dieses Verwaltungsbezirks bezeichnet der Wissenschaftler 1275 Leute als Gesindebestand. 1852 sollen es sogar doppelt so viele gewesen sein<sup>4</sup>. Spätere Statistiken lassen vermuten, daß es 1933 noch etwa tausend Mägde und Knechte im Oberamt gab.

Genaueres wäre nachzuprüfen. So bemängelt Klaus Tenfelde in seiner Veröffentlichung über preußisches Gesinde 1978 die *großen «weißen Flecken»* bei der Darstellung von Landarbeitergeschichte<sup>5</sup>. Ähnlich urteilte sein Fachkollege Martin Scharfe, als er 1980 warnte: *Die Forschungshindernisse sind enorm bei diesem Thema*<sup>6</sup>. So empfahl Tenfelde *einstweilen eine regionale und chronologische, auf Kernbereiche konzentrierte Beschränkung der Fragestellung*<sup>7</sup>.

Einen der wohl wichtigsten Wissensschätze für Erhebungen über landwirtschaftliche Dienstboten tragen Zeitzeugen mit sich. Günstig, wenn es Leute sind, die sich nicht nur gut erinnern können, sondern die auch ihren Unterhalt einst selber als Magd oder Knecht bestritten haben. Im Allgäu besuchte ich deshalb seit 1980 fünf Frauen und ebenso viele Männer, um Genaueres über ihr Leben zu erfahren. Alle waren irgendwann an Bauernhöfen «verdingt» gewesen, manche rund zwanzig Jahre lang. Sie zählten also sämtlich zum Gesinde, das heißt zu jenen unselbständig Beschäftigten eines Hofes, die dort landwirtschaftliche Arbeiten verrichteten, in den Gebäuden des Betriebs übernachteten und als Lohn teils Naturalien und Kleidung, teils Geld erhielten. Von allen wurden diese Leistungen für eine bestimmte Dauer erwartet, zum Beispiel ein Jahr. Nach lange gehaltenen Regeln etwa von Lichtmeß bis Lichtmeß. Diese Kräfte standen also nicht nur während der Ernte zur Verfügung.

Es ähnelte anfangs der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen, sich nach ehemaligen Dienstbotinnen oder Dienstboten umzuschauen, die einwilligten, über ihr (Gesinde)-Leben zu berichten. Nur einen, Josef Bitz, kannte ich schon vor der Befragung als Hausmeister des elterlichen Gra-

fikbetriebs. Andere sagten ein Gespräch zu, nachdem sie von Befreundeten oder Verwandten auf die Interviewwünsche aufmerksam gemacht worden waren. Diese hatten sich meistens direkt mit mir über die Forschungsarbeit unterhalten; eine erfuhr aus einer Radiosendung über mein Interesse. Zwei der mehrmals besuchten Knechte stammten aus Bauernfamilien: Franz Scheffeler (Jahrgang 1905) und Johannes Badstuber (1900–1986). Josef Bitzs Eltern verfügten dagegen über keinen Hof. Als einstige Magd erzählte unter anderem die 1910 geborene Bauerntochter Walburga Haug viel über ihre Gesindezeit<sup>8</sup>.

Luden die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zum Gespräch in gemietete oder gekaufte Behausungen, so taten sich eher kleine Räume auf; abgesehen vom Wohnzimmer spärlich oder gar nicht beheizt und kaum mit teuren Möbeln bestückt. Lediglich Frau Haug zeigte gerne das eigene Stockwerk mit den vielen bauhandwerklichen Leistungen ihres Mannes. Auffällig bei allen: Heiligenbildchen, religiöse Figuren und Kruzifixe, häufig in einer Art «Herrgottswinkel» des Wohnraums. In einem Haushalt gleich daneben: der Schwarz-Weiß-Fernseher.

#### *Quittungskarten für geleistete Dienste – nicht nur Erinnerungsstücke an Lichtmeß*

Zwei der Gastgeber machten während der Interviews außerdem auf Urkunden an den Wänden aufmerksam, die der Bauernverband für *treu geleistete Dienste* überreicht hatte – von zehn Jahren Knechtzeit aufwärts. Johannes Badstuber zeigte sich sogar bereit, noch alte «Quittungskarten» herauszusuchen. Solche «Dienstbescheinigungen» enthielten Angaben zur Lohn- und Versicherungsklasse. Vor allem aber trugen die Bauern auf diesen Papieren ein, wie lange die Magd oder der Knecht bei ihnen beschäftigt gewesen war. Josef Bitz klagte darüber, daß vom Attenhof-Pächter weniger Zeit als die tatsächlich abgearbeitete auf der Quittungskarte vermerkt worden sei. Dem einstigen Obermelker stach dies erst ins Auge, als es um die Rentenauszahlung ging. Sie fiel dementsprechend geringer aus. Gekürzte Bezüge ebenso für Franz Scheffeler aus gleichem Grund. Ähnlich betrogen fühlten sich noch mehrere ehemalige Dienstboten, meint Herr Haug, 1915 geboren und selbst rund zwei Jahrzehnte als Knecht «verdingt». Seiner Schwester hielt eine bürgerliche Herrin nicht den vollen Zeiteinsatz schriftlich fest. Dennoch gelang es der Bediensteten später, ihre Ansprüche gegenüber Erben der früheren Chefin durchzusetzen.

Was die Quittungskarte für die Versorgungssiche-

rung bedeutete, schien dem Gesinde selbst freilich lange Zeit kaum ganz bewußt zu sein. *Des vrschdand i idda*, betonte Johannes Badstuber, als er die Eintragungen auf dem Dokument erklären wollte. Um den Unterhalt für ihre letzten Lebensjahre kümmerten sich viele Knechte und Mägde aber nicht allein deshalb zu wenig, weil ihnen gesetzlich verbrieft Rechte nur lückenhaft bekannt waren. Vielmehr bezweifelte ein großer Teil von ihnen, überhaupt ein höheres Alter zu erreichen. *Viele hond denkt, 65 werd i sowieso it*, entsinnt sich Franz Scheffeler. Und tatsächlich sei das harte Gesindeleben eher kurz ausgefallen, ergänzt er. So brachte eine Umfrage bei vier Personen des Jahrzehnts 1890–1899 aus Winterstettenstadt bei Biberach die Meinung an den Tag, *daß für einen alten und kranken Dienstboten ein baldiger Tod die beste Lösung bedeutete*. Zusammengefaßt wurden die Ergebnisse vom Ortsvorsteher<sup>9</sup>.

Als *übrig* zu gelten, wie es Walburga Haug bezeichnete, nahm manchen aus dem Gesinde den Lebensmut. *Selbstmord war und ist für diese Leute Übereinstimmung*, schreibt der Österreicher Franz Innerhofer über die *Schöne(n) Tage* als Knecht<sup>10</sup>. Josef Bitz erinnerte sich ebenfalls an Berichte über Selbsttötungen innerhalb der württembergisch-allgäuer Dienstbotenschaft. Er erklärte die Fälle damit, daß es einigen alten Dienstboten wahrscheinlich mißlang, einen Hof zu finden, der ihnen das »Gnadenbrot« gewährte. Und das hieß: Unterkunft und Essen gegen Mithilfe nach Kräften im Betrieb. Ähnlich klagte Frau Haug, an ihrer letzten landwirtschaftlichen Stelle in den 1960er Jahren sei sie *so schwermütig* geworden. Damals spürte die Magd im Allgäu recht gut, *wenn i krank gwea be, wie ma selda mol zu mir aufguggat hot*. Ihre Schlußfolgerung daraus bestätigten Bitz und Innerhofer: *I hau denkt, so ka i nemme weidrmacha. Ond i sag's offa ond ehrlich: I be au bald dra gwea on hätt mr's Leba gnomma*.

Mangelnde Pflege bei angeschlagener Gesundheit: Darüber beschwerte sich nicht allein eine einzelne Dienstbotin. Josef Bitz benannte viele Unfälle, wußte aber von kaum einem Arztbesuch am Hof – von Tiermedizinern schon eher. Es gab Naturmittel, um körperliche Leiden zu lindern. Und sei es nur der eigene Urin zur ersten Desinfektion einer Sensen-Schnittwunde. Daß auf dem Land lange Zeit Heilkräfte aus Feld, Wald, Wiesen und anderen, teils wunderlichen Quellen mindestens ein so großes Vertrauen genossen wie die Rezepte der Schulmedizin, dürfte allerdings nicht vollständig die Art und Weise begründen, wie den Gebrechlichkeiten begegnet wurde. Ebenso stark zu beachten ist dabei, daß sich auffällig viele Gesindeleute daran erinnern, *nie groß krank* gewesen zu sein. Wann und wie auch?



Ein landwirtschaftliches Gebäude im Westallgäu. Hinter der holzverschalteten Fassade unter dem Dach die beiden Gesinderäume. Von innen wollte die heutige Bäuerin die Dienstbotenkammern jedoch nicht fotografieren lassen.

Wer die Schmerzen im Bett auskurieren wollte, der hatte mit Lohnabzug zu rechnen, wie Herr Haug berichtet. Franz Scheffeler, ein Knecht, dem selbst beinahe der elterliche Hof zugesprochen worden wäre, tröstet sich: *Die Baura hond au viel schaffa miasa*. Zur Produktion – der agrarischen wie der industriellen – gehört offenbar ein *Vorrang der Arbeit vor der Person*<sup>11</sup>.

*Rangfolge im Gesinde:*

*Oben Hausknecht, unten Roßbub*

Auf Lichtmeß, am 2. Februar jeden Jahres, kam in landwirtschaftlichen Anwesen also vordringlich ein Arbeitsvertrag zustande. Selten vereinbarten ihn Herr und Gesinde schriftlich. Beide Seiten begegneten einander eher nach bestimmten Verhaltensmustern. Wer sich bei einem Hofbesitzer frisch «verdingte» – sprich: die Stelle annahm –, erhielt ein «Dinggeld» in Höhe des Wochenlohns. Blieben Knecht oder Magd länger als einen Monat, durften sie diesen Betrag behalten, ihrerseits mußten sie

spätestens wenige Tage nach Einstellung dem Bauern ihre Quittungskarte vorlegen. Dies zu verzögern, *isch it lang ganga*, erzählt Franz Scheffeler. Von den Versicherungen aus habe es nämlich Kontrollen gegeben, teils über die Rathäuser. Seit 1900 gewährten Gesetze Versicherungsschutz in der Landwirtschaft. Damit galt auch eine Kündigungsfrist von vierzehn Tagen, während zuvor in der Regel für ein Jahr «eingedingt» worden war. Das Allgäu nutzte dafür Lichtmeß als Termin. Von anderen Regionen sind Martini im November oder Georgi im April als Tage für den Stellenwechsel bekannt.

Als Dienstbotin oder Dienstbote bei einem Bauernhof sich zu bewerben, bedeutete, sich mit der neuen Herrschaft darüber zu einigen, in welchem Arbeitsfeld man eingesetzt werden sollte. Eine vielschichtige Rangordnung gliederte nämlich das Gesinde auf. Nach ihrer Reihenfolge stand gewöhnlich der «Hausknecht» an oberster Stelle, gefolgt von denen, die speziell für einzelne Bereiche zu sorgen hatten. Der Hausknecht legte nicht nur fest, wem welche Aufgaben anzuvertrauen waren, sondern mußte

sich *ibrall naschtella* können, wenn eine Kraft ausfiel. Küche, Wäsche und Kinderbetreuung galten als Reviere der «Hausmagd», der – je nach Betriebsgröße – noch eine «Feldmagd» und das «Kindermädle» folgten. Von der Feldmagd wurde wiederum verlangt, daß sie auch im Freien mit zupackte. Ging es zum Beispiel an die Aussaat oder zur Ernte, nahm sie den gleichen Weg wie die «Roßknechte», von denen in der Regel alles erledigt wurde, was mit den Pferden zusammenhing. Dem Oben und Unten entsprach bei ihnen die Stufenleiter «erster Roßknecht», «zweiter Roßknecht» und «Roßbub». Ihm an manchen Höfen vermutlich vergleichbar: der «Unterschweizer». Obwohl auch er wieder Nächsthöheren – bis zum hinauf zum «Oberschweizer» – unterstand, bildete «sein» Kuhstall doch den eigenständigsten Arbeitsbereich.

Zwar blieben dem Rangniedrigsten Erntemithilfen und Feldarbeit nicht erspart, doch wer bei den Rinderpflegenden schon einen gewissen Rang erreicht hatte, der nutzte den einen oder anderen Vorteil für sich. Geschäftssinnige Viehhändler wußten zum Beispiel, daß ein «Oberschweizer» die unterschiedlichen Kühe besser kannte als der Bauer selbst. Seine Ratschläge an Außenstehende erteilte das melkende Personal jedoch kaum kostenlos. Manche Provision am Viehverkauf wog dann einen ganzen Wochenlohn auf. Auf einem größeren Hof bei Biberach hauste der fürs Rind zuständige Knecht gar verheiratet in einer abgeschlossenen Wohnung auf dem Betriebsgelände; eine Lebensweise so gut wie undenkbar für anderes Gesinde. Franz Scheffeler erinnert sich: *Me'm Schweizr hot mr am wenigschda Dreck gschwätzt. Der hot sein Schdall ghet.* Dort begann die Arbeit morgens gewöhnlich aber früher als das Tagwerk anderer männlicher Dienstboten.

Und das fing selbst schon zwischen 5.00 und 6.00 Uhr an. Um das Frühstück rechtzeitig auf dem Tisch zu haben, verließen Mägde noch eher ihre Liegen. Der Feierabend stand zwischen 19.00 und 20.00 Uhr an. Sommers hieß es allerdings, den Arbeitsbeginn noch früher anzusetzen. Am Attenhof zum Beispiel rieb sich «Oberschweizer» Josef Bitz zur heißen Jahreszeit um 3.15 Uhr den Schlaf aus seinen Augen. Bei einer anderen Stelle verlangte der Landwirt von den «verdingten» Kräften zur Einfahrt der Ernte bis nachts um 1.00 Uhr Einsatz. Ihm ging der Ruf *schindiger Siach* voraus, erzählt Bitz. Daß getrocknetes Heu bis über die Geisterstunde hinaus vor möglichem Unwetter unter Dach und Fach gebracht wurde, fand Knechts-Kollege Scheffeler *scho reacht so*. Als Bauernsohn wertete er anders als der Arme-Leute-Sprößling Bitz. Dennoch stöhnte auch Scheffeler über die mindestens 60-

Stunden-Woche: *Die Arbeitszeit isch scho lang gwea.* Davon unterscheidet sich die Beschreibung des Christzhofener Pfarrers Wunibald Schmidt in seiner 1931 erschienenen Chronik *Allgäu, meine Heimat* wohl doch zu deutlich: *Gewiß, bei uns gibt es Wochen, da der Bauer und Dienstbote ihr bestes hergeben müssen, aber dann folgen auch wieder Zeiten, die sehr ruhig sind*<sup>12</sup>. An längere Phasen, in denen keine Arbeit anfiel, erinnern sich die interviewten ehemaligen Mägde und Knechte aber nicht. Selbst im Winter sei stets etwas zu erledigen gewesen.

#### *Schlamp- und Schlenkelstage – wenige freie Tage im Jahr*

Wen wundert es da, wenn einstige Gesindeleute auf die Frage nach Freizeit meistens eher erstaunt dreinschauen? Schließlich mußte auch sonntags gemolken werden. Freilich nicht während des Gottesdienstes, der Bewohnerinnen und Bewohnern abseitiger Einzelgehöfte Gelegenheit bot, anderen Gesichtern zu begegnen, sich im Dorf zu zeigen und mit Bekannten zu plaudern. Während Franz Scheffeler als junger Knecht abends gelegentlich noch Gleichaltrige in der Nachbarschaft zum Kartenspiel aufsuchte, weiß Herr Haug von einer Bäuerin, die die Sicherung herausdrehte, damit die Mägde schlafen gingen, anstatt zu nähen. Die Hände in den Schoß legen durfte das Gesinde allenfalls sonntags, zu den Märkten in den nächstgrößeren Orten und während der *Schlamp-* oder *Schlinkeltage*, auch *Schlenkels-, Bündel-* oder *Binglertage* genannt. Sie standen nach dem 2. Februar an. Frau Haug erzählt: *Lichtmeß ... Wenn's guad gange isch, hosch dirfa acht Däg wegbleiba. Dann isch's abr guad ganga.* Und das bedeutete, daß sich Dienstbotinnen und Dienstboten mit noch kürzeren Ferienfristen zu begnügen hatten, wenn sie erst ein Jahr beim Bauern «verdingt» waren. Urlaubsbeschäftigung für Walburga Haug: *Onsr Sach zammaflicka.*

Ansonsten galt es, die körperlichen Kräfte dem Anwesen zu erhalten, wo das Gesinde arbeitete. Dort übernachtete es auch. Schlafräume – nach Geschlechtern getrennt – befanden sich für Mägde eher im Wohnbereich der Bauernfamilie, für männliche Beschäftigte häufig über oder neben dem Stall. Pfarrer Wunibald Schmidt, der in seiner Chronik 1931 die Landarbeit im Allgäu betont blumig schilderte, beschrieb die Unterkünfte als karg: *Die Kammern der Knechte sind einfach: ein Bett, ein Tisch, ein Kasten und das Kufer (Koffer) auf dem Boden und ein Kreuz über dem Bett*<sup>13</sup>.

Viel mehr sagten die befragten Zeitzeugen dazu auch nicht. Ein Hinweis auf schwer darstellbare

Schlichtheit. Dazu kam, daß mehrere Liegen in einem Raum eher zur Regel als zur Ausnahme gehörten. Auf einem Gutshof teilten sich zwei Dienstboten in den 20er Jahren jeweils ein Zimmer, weiß Franz Scheffeler noch. Johannes Badstuber erlebte allerdings Bauernbetriebe, deren gesamtes männliches Gesinde in einer Kammer nächtigte. Ganz ähnlich sprach Josef Bitz von einem etwa zehn mal acht Meter großen Raum, der fünf Knechte beherbergte. Als «Unterschweizer» im Ersten Weltkrieg war sein rund dreimal fünf Meter messender Raum gleichzeitig der des «Oberschweizers». Auf dieser Rangstufe befand sich Bitz schließlich 1917 am Attenhof, wo er es aber vorzog, im Stall zu schlafen, weil er die eigentlich dafür bestimmte Kammer als zu feucht empfand. Von einer Heizung im Zimmer berichtete Franz Scheffeler erstmals aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Damals diente er an einer Mühle. Deren Wasserkraft reichte offenbar für Elektroöfen aus. Zwar stellte gewöhnlich die «gute Stube» den einzig beheizten Ort in süddeutschen Bauernhäusern dar. Aber die Kälte breitete sich nicht überall gleich stark aus. Befand sich doch der Schlafbereich der Herrschaftsfamilie in der Regel näher am wärmenden Herd oder Ofen als die Gesindeunterkünfte.

«Heiroda, des hot's it gea»

Daß der Mensch nachts nicht gern alleine ist, dürften auch Dienstbotinnen und Dienstboten gespürt haben. Darüber wollte aber nur Josef Bitz genauer berichten. Franz Scheffeler dagegen hielt es lieber mit einer kurzen Feststellung: *I be zu koinr ganga. Ond was andre gmacht hond, weiß i it.* Bitz erinnert sich allerdings, daß *do emmr a Gschäft ganga* ist. Und zwar nicht ausschließlich innerhalb des Gesindes, sondern etwa auch zwischen Mägden und Bauern, von denen einige deshalb ihre angetrauten Frauen weggeschickt hätten. Während sich Walburga Haug noch entsann, daß Dienstbotinnen ihre Kinder am Hof mit großzogen, sagte Josef Bitz, einer Magd drohten bei Schwangerschaft Schläge. Ihm sei ein Fall von Kindstötung bekannt geworden. Andere Landarbeiterinnen legten unerwünschte Neugeborene heimlich vor dem Leutkircher Kinderheim «Annapflege» ab. Aus dem Biberacher Raum erzählten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, manche Gesindefrau habe versucht, ihren Fötus mit Mutterkorn abzutreiben. Dieser Pilz am Roggen gilt einerseits als Geburtshelfer und erzeugt bei Einnahme ein rauschartiges Hochgefühl, führt aber andererseits



Für die Nachwelt gerettet: eine Knecht-Schlafkammer im Bauernhausmuseum Wolfegg, Kreis Ravensburg.

zu sehr schmerzhaften, in manchen Fällen sogar tödlichen Krämpfen, wenn zu viel von ihm geschluckt wird. Solche Berichte deuten die Verzweiflung an, unter der Mägde litten, wenn sie nicht wußten, wie sie ihre Kinder versorgen sollten. Denn so hält Franz Scheffeler fest: *Heiroda, des hot's it gea*. Offenbar keine reine Allgäuer Regel; zumindest ermittelte Franziska Schneeberger für das österreichische Pinzgau, daß der *Großteil der Dienstboten (...)* *unverheiratet* blieb. Daraus schloß die Forscherin gar eine *Unmöglichkeit eigener Familiengründung*<sup>14</sup>. Gingen doch die Höfe in Gebieten mit Anerbenrecht als Ganzes an eine einzige Person aus der Reihe der Nachwachsenden über. So verweigerte Herr Haug der Tochter eines landwirtschaftlichen Betriebsbesitzers die Ehe nicht nur wegen *so ma bleda Baurastolz* der jungen Frau, sondern weil er über *koi Zeit, (...)* *koi Geld ond nix* verfügte und *koi Exischdenz, koi Exischdenz, als Baur scho gar it* vorweisen konnte. Knechte und Mägde, das waren also *laudr ledige Leid*. Den Mantel des Schweigens, der sich weit über das Sexualleben des Gesindes zu breiten scheint, nur mit sozialpflegerischen Ursachen zu erklären, würde aber zu kurz greifen. Vielmehr erntete böse Blicke, wer sich zum Beispiel in einem landwirtschaftlichen Anwesen offen nackt zeigte. *Do hätt mr schee guckt*, falls sich eine Person unbedeutet im Wasser eines «Gumpen»-Lochs reinigen wollte, glaubte Herr Bitz. Seine Haare wusch er während des Ersten Weltkriegs denn auch nur alle Vierteljahre. Wie Zähne geputzt werden, erfuhr der Dienstbote dann um 1940 beim Militär. Zur Sauberkeit *do dorfscht it froga*, riet Johannes Badstuber, und wies darauf hin, daß Bettbezüge selten in den Waschzuber kamen. Gelegen sei das Personal ohnehin auf Säcken, deren spreuartiger Inhalt sich nach und nach häufig eingenommenen Schlafstellungen anpaßte. Platz genug also für Läuse. Sie bissen Josef Bitz auf manchen Höfen Wundflecken in die Haut. Aber *mr hot halt so guat gschlofa, daß mr gar it gmerkt hot, wenn se oin gfressa hond*. Ein Bericht, der schrullig klingt, allerdings auch heute noch ein Stück Wirklichkeit darstellt. Machte doch die *Stuttgarter Zeitung* am 18. August 1990 darauf aufmerksam, daß Dauerbewohner von Bauwägen ihre Nachtruhe unter ähnlich rauen Verhältnissen suchen müßten. Für Reinlichkeit sorgt dabei freilich ein *Gesetz über die Unterkunft bei Bauten* vom 20. März 1975: *Das Stroh ist nach Bedarf, mindestens jedoch vierteljährlich zu erneuern*.

«*Meh' Lohn ond a bessrs Essa*»

Als betont bequem läßt sich die Lebenswelt also kaum bezeichnen, die das Gesinde umgab. Dazu

kam, daß die Löhne vergleichsweise niedrig ausfielen. Und unterschiedlich: während Josef Bitz und Johannes Badstuber für die 20er Jahre rund vier Reichsmark angaben, nannte Franz Scheffeler wöchentlich Bezüge von sieben Reichsmark, ausbezahlt auf einem größeren Gut. Dreißig Mark pro Monat, die er 1933 als großzügiges Angebot empfand, beurteilte Scheffeler 1937 wiederum als so wenig, daß er dem Bauern bei Biberach kündigte. Als Herr Badstuber um 1928 damit begann, im Wald zu schaffen, erhielt er vierzig Mark die Woche. Gerechnet bedeutete das: etwa viermal mehr als der Knechtskollege Scheffeler. Bis etwa 1970 erreichte dieser die Marke von 300,- DM monatlich. Seine Rente lag gut dreimal so hoch.

Mägden wurde gewöhnlich die Hälfte dessen gewährt, was die männliche Belegschaft einstrich. Um so mehr galten Naturalien wie Hemden, Schuhe und Geschenke. *Ich habe die ganze Nacht geheult*, klagte Walburga Haug. Der Grund: zu Weihnachten hatte sie einen alten Bettkittel bekommen, der bereits Löcher von Motten aufwies. Da machten die «Schweizer» 1917 auf dem Attenhof ihrem Ärger schon deutlicher Luft: Sie banden zwei kleine «Fliegen» aus dem Geschenkkorb des Domänenverwalters einfach der Dogge um den Hals. Es blieb aber nicht bei frechen Scherzen. Dem Vers vom Dienstboten, der seinen Bauern wegen eines kargen Groschen zum Stellenwechsel-Termin *in d'Goschen* schlägt, entsprechen die Hinweise auf einen *rabiaten Knecht* bei Martin Scharfe<sup>15</sup>.

Die Gemütlichkeit hörte in landwirtschaftlichen Betrieben allerdings nicht immer erst beim Geld auf. Mindestens genauso oft nannten einstige Gesindeleute Streitigkeiten ums Essen. Herr Haug erinnerte sich zum Beispiel an eine Bäuerin, die ihm rohe Kartoffeln mit in den Wald gab; dort sollte er sie dann selber anrichten. *A Schand*, sagte Frau Haug, *isch's it, wenn mr it kocha ka. Abr a Schand isch's, wenn mr z'geizig ischt, ebbes reachts nazschtella*. Ähnlich dachte wohl der «tapfere Bayer», jener Knecht eines Anwesens bei Leutkirch, der in die gemeinsam genutzte Schüssel spuckte und von der Herrschaft mehr einforderte. Dabei nahm sich der landwirtschaftliche Betrieb – abgesehen von Festtagen – ohnehin nur sehr knapp Zeit für die Mahlzeiten. *Koine zehn Minuta* seien sie gegangen. Dennoch: über lange Arbeitseinsätze hinweg bedeuteten zwei Vesper, das «Morgenessen» und das Abendbrot, sicherlich wichtige Verschnaufpausen. Was den Kräften am Hof allerdings wirklich aufgetischt wurde, schilderten Bäuerinnen und Gesinde zum Teil recht unterschiedlich. Oder meinte eine Hofbesitzerin, die *viel Floisch* beschrieb, das gleiche Essen wie Knechte



Im Gebiet Leutkirch, Kempten, Memmingen hatte der Knecht Josef Bitz (1898–1982) seine landwirtschaftlichen Dienststellen; keine war mehr als 20 km von seinem Geburtsort Neusmühle – östlich von Leutkirch – entfernt. Später verarbeitete er unter anderem Holz in der Nähe von Bahnhöfen für die Papierfabrik Baienfurt.

und Mägde, die *moischdms Mehlspeisa* aßen? Die einen oder anderen ergänzten den Speiseplan der Herrschaftsfamilie jedenfalls, indem sie Eier vom Scheunenboden roh austranken; andere ließen beim Melken etwas Milch für den Eigenbedarf danebenfließen. *Wie isch's Fressa?* So lautete denn eine der Grundsatzfragen bei der Dienstbotenschaft, die sich nach neuen Stellen erkundigte.

Das klingt nach nacktem Überlebenswillen. Landarbeiterinnen und Landarbeiter spürten aber keineswegs nur Machtlosigkeit. Gerade während der Stellenwechselzeiten um Lichtmeß merkten manche, daß das Wohl und Wehe im Agrarbereich mit an ihnen hing. Wie stark sie gebraucht wurden, wußte Walburga Haug wahrscheinlich schon, als sie ihrem bisherigen Dienstherrn vor Lichtmeß drohte: *Ja,*



wenn i an bessra Baura find ond meh Lohn krieg ond a bessrs Essa, dann gang i do na. Daß dieser dann in Gotts Nama au aufbessra wollte, dürfte an der Personalknappheit gelegen haben. Über «Leutenot» wird aus dem 19. Jahrhundert berichtet. Umgekehrt herrschte während der 1890er Jahre Winterarbeitslosigkeit. Auch um 1930 *send viele zom Bädsla gange*, sagt Franz Scheffeler. Wenig später fehlte es dann wieder so stark an zupackenden Händen, daß ein *Gesetz zur Regelung des Arbeitseinsatzes* vom 15. Mai 1934 Agrarbeschäftigten verbot, die Landwirtschaft zu verlassen. Weit bessere Stellenangebote der Industrie einerseits und billiger produzierende Maschinen in bäuerlichen Betrieben andererseits führten im Laufe der Zeit dazu, daß Knechte und Mägde in den mittleren und kleinen Anwesen Südwestdeutschlands heute eher Seltenheitswert besitzen.

«In ein kleines Höfle hineinzuschlupfen» –  
Hoffnung der Mägde und Knechte

Sie verfügen über Wissensschätze, die immer mehr erlöschen. Dabei erklären ihre Schilderungen ländliche Arbeitsverhältnisse aus beachtlichen Blickwinkeln. Bemerkenswert schon allein deshalb, weil ihre Berichte oft von anderen Ecken aus beleuchten als die Hofeigner.

Die sicherlich grundlegende Frage, wie und – vielleicht auch – warum Gesindeleute ihr (un)verhältnismäßig hartes Leben durchstanden, wird von ihnen selbst unterschiedlich beantwortet. Zwar zeigen die Erzählungen, daß sich viele als *Menschen zweiter Klasse* behandelt fühlten, andererseits schlossen sie sich kaum zu Gewerkschaften wie die Industriearbeiterschaft zusammen<sup>16</sup>. *Am Hof war mr halt isoliert*, gibt Josef Bitz zu bedenken. Dazu kam nicht nur eine räumliche Nähe zu den Bauernfamilien. Aus ihnen stammten sogar die meisten der zehn befragten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Eingebunden also in *die relativ komplizierten, undurchsichtigen, altertümlich paternalistischen Sozialverhältnisse, welche den Antagonismus «hie Bauernsohn, da Bettelbub» verunklärten*<sup>17</sup>. Ob Frauen und Männer, die bis zu 20 Jahren dem Gesinde angehörten, allerdings *dienende Jugendliche* waren, läßt sich bezweifeln<sup>18</sup>. Daß die meisten von ihnen aber hofften, irgendwann doch einzuheiraten und *in ein kleines Höfle hineinzuschlupfen*, dürfte schon eher erklären, warum sie darauf setzten, die Magd- und Knechtszeit irgendwann als *lebensgeschichtliches Durchgangsstadium* werten zu dürfen<sup>19</sup>. Sie haben es wohl hauptsächlich Dank der Industrialisierung und neuer Arbeitsverhältnisse hinter sich gebracht.

## Anmerkungen:

- 1 Martin Scharfe: Bäuerliches Gesinde im Württemberg des 19. Jahrhunderts. Lebensweise und Lebensperspektiven. Erste Annäherung an das Problem. In: Heiko Haumann (Hrsg) *Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung. Das Argument – Sonderband, AS 94*, Berlin 1982, Seite 40–60, hier Seite 50.
- 2 Ebda.
- 3 Ebda.
- 4 Vgl. Anm. 1, Seite 42.
- 5 Klaus Tenfelde: Ländliches Gesinde in Preußen. Gesinde-recht und Gesindestatistik 1810 bis 1861. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 19. 1979. Seite 189–229, hier Seite 192.
- 6 Vgl. Anm. 1, Seite 40.
- 7 Vgl. Anm. 5, Seite 190.
- 8 Abgesehen vom verstorbenen Josef Bitz, dessen Sohn ein Dienstbotenzugnis mit echtem Namen freigab, sind alle Dienstbotennamen durch Pseudonyme ersetzt, ebenso die Geburtsdaten leicht versetzt worden, um die Anonymisierung zu sichern.
- 9 Vgl. Anm. 1, Seite 45. Scharfe schöpfte dieses Zitat aus Umfrage-Ergebnissen des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft.
- 10 Franz Innerhofer: *Schöne Tage. Roman*. Frankfurt am Main 1980, Seite 61.
- 11 Franziska Schneeberger: Der Druck kumt von oben... eine «Dienstbotenkarriere» im Salzburger Pinzgau. In: *Verein Museum Arbeitswelt (Wehrgrabengasse 1–7; A-4400 Steyr)* (Hrsg.): *Museum Industrielle Arbeitswelt Journal* 11/89, Seite 2.
- 12 Wunibald Schmid: *Allgäu, meine Heimat*. Ravensburg 1931, Seite 387.
- 13 Ebda., Seite 385.
- 14 Wie Anm. 11.
- 15 Vgl. Anm. 1, Seite 50–51.
- 16 *Südwest Presse* vom 17. November 1990.
- 17 Vgl. Anm. 1, Seite 53.
- 18 Siegfried Becker: Alkohol als Arbeitslohn. Zum Verhältnis von Arbeit, Entgelt und Brauchformen in der sozialen Struktur landwirtschaftlicher Gesinde- und Tagelöhnerbeschäftigung in Oberhessen. Eine Skizze. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge* 20, 1986, Seite 55–74, hier Seite 60.
- 19 Vgl. Anm. 1, Seite 54.

Der Verfasser beschäftigt sich studienhalber mit Lebensberichten ehemaliger Knechte und Mägde aus dem Allgäu und ist für Hinweise zum Thema, insbesondere aus der Region Allgäu/Oberschwaben, sehr dankbar.